



Veröffentlicht auf *New Spanish Books DE* <http://www.newspanishbooks.de/>

**Monika Zgustova: *Un revólver para salir de noche* (dt. *Mit Revolver zur Soirée*), Galaxia Gutenberg, 2019, Leseprobe S. 20-25 und S. 129-133.**

**Übersetzung aus dem Spanischen von Kirsten Brandt**

I

DER GELBE SCHMETTERLING

Vladimir

Montreux, 1977

Er hatte sich an den Schreibtisch gesetzt, aber es gelang ihm nicht, sich auf den angefangenen Roman zu konzentrieren. Stattdessen dachte er an den Tag zurück, an dem sich langsam, wie auf Zehenspitzen, sein erstes Gedicht an ihn herangeschlichen hatte. Das war im Sommer 1914 gewesen, als er, ein hochaufgeschossener junger Mann, im Musikpavillon eines Parks am Rand von Sankt Petersburg Zuflucht vor einem Platzregen gesucht hatte. Die herabstürzenden Wassermassen hatten die Wipfel der Bäume gepeitscht, dann waren sie plötzlich zu feinen Linien lautlosen Goldes geworden, die in kurzen, schrägen Strichen auf das wogende, sich langsam beruhigende Grün fielen. Nach kurzer Zeit war das Unwetter vorüber, und über den dampfenden Feldern erschien ein Regenbogen. In diesem Augenblick war sein erstes Gedicht entstanden. Überwältigt, von einem Schauer der Inspiration durchdrungen, hatte der junge Mann seine ersten Verse vor sich hin gemurmelt.

Das war lange her. Jetzt saß er an seinem Schreibtisch und breitete die leeren Karteikarten vor sich aus, auf denen er die Fortsetzung seines Romans niederschreiben wollte. Doch seine Gedanken schweiften ab.

Véra und Dmitri waren krank, aber ihm ging es gut, er fühlte sich so leicht wie lange nicht mehr. Seit einem Jahr arbeitete er jetzt schon an *Das Modell für Laura*. In seinen schlaflosen Nächten malte er sich den Roman in allen Einzelheiten aus, und jeden Nachmittag schrieb er ein paar Karteikarten voll; bis zum Sommer hoffte er, eine erste Fassung fertiggestellt zu haben, die er dann mit in die Sommerfrische nach Cannes nehmen wollte. Jeden Sommer fuhren sie in die Alpen, um unbekannte Schmetterlinge zu fangen und sich an denen zu erfreuen, die sie schon oft gesehen hatten. Sie kannten die Gegend gut, all die großartigen Berge und verwunschenen Orte mit ihren berühmten, wohlklingenden Namen: Zermatt, Crans-Montana, Sankt Moritz, Davos, Evian, Verbier und Chamonix. Sie hatten sogar ein Grundstück oben auf Les Diablerets gekauft, um sich eine Berghütte zu bauen, aber am Ende hatten sie sich nicht dazu aufrufen können, mit den Arbeiten anzufangen, und das Ganze hatte sich als Luftschloss erwiesen. Das Grundstück besaßen sie aber immer noch.

Vladimir glaubte nicht an die Zeit und auch nicht daran, dass sie verging. Am meisten genoss er diese Abwesenheit von Zeit, wenn er irgendwo in der Natur, an einem zufällig gewählten Ort, von wunderschönen Schmetterlingen und den Pflanzen umgeben war, die ihnen als Nahrung dienten. Das war reines Glück, Ekstase, hinter der etwas schwer zu

Beschreibendes lag: eine Leere, die sich rasch mit allem füllte, was er liebte. In solchen Momenten hatte er das Gefühl, eins zu sein mit der Sonne und den Felsen, und ihn durchlief ein Schauer der Dankbarkeit für den, dem er das zu verdanken hatte, wer auch immer das sein mochte ... für den genialen Kontrapunkt des menschlichen Schicksals oder jene einfühlsamen Geister, die glücklichen Sterblichen jeden Wunsch erfüllen.

Im Sommer war es ein Jahr her, dass er gestürzt war: Er hatte einen Berg bestiegen und war beinahe auf dem Gipfel angekommen, als er ein außergewöhnlich großes, gelbes Exemplar des *Gonepteryx rhamni* erspähte. Er hob den Arm mit dem Schmetterlingsnetz, um ihn zu fangen, glitt auf dem schmalen Pfad aus, fiel und landete auf der Seite. Seine Scham war so groß wie sein Schreck, aber er stand wieder auf. Das Schmetterlingsnetz hatte sich in einem Gestrüpp verheddert. Als er sich bückte, um es aufzuheben, fiel er ein zweites Mal hin. Das Gelände war so abschüssig, dass er es nicht schaffte, wieder aufzustehen, und obwohl ihm schwindlig war, musste er lachen: Sein Sturz erschien ihm urkomisch, wie eine Slapstickszene aus einem Stummfilm. Er sah den Maschinist der Seilbahn direkt über ihm vorbeigehen. Der Mann warf ihm einen kurzen Blick zu. Vladimir konnte nicht aufhören zu lachen, doch plötzlich wurde ihm bewusst, dass er niemandem Bescheid sagen konnte, und er bekam Angst. Es dauerte drei Stunden, bis sie mit einer Trage kamen und ihn retteten. Der Maschinist hatte gesehen, wie der alte Mann lachend auf dem Boden lag, und daraus geschlossen, dass es wohl nichts Ernstes sei; erst auf dem Rückweg war es ihm seltsam vorgekommen, dass er immer noch da lag, und er hatte Hilfe geholt. Bei der Erinnerung musste Vladimir unwillkürlich wieder lachen, obwohl er wusste, dass bei dem Sturz irgendetwas in ihm kaputt gegangen war, wie bei einem Uhrwerk, dass er seither kränkelte und manchmal wochenlang im Krankenhaus lag.

Das war einer der Gründe, warum er dieses Jahr nicht in die Berge wollte, sondern ans Meer. Aber nicht irgendwohin: Er brannte darauf, Cannes wiederzusehen, konnte es kaum erwarten, mit Véra an den Ort zurückzukehren, an dem sie 1937 mehrere Monate verbracht hatten. Mitja war damals drei gewesen – diesen Sommer würde er vierzig werden. In jenem Sommer hatte er sich zwischen Véra und Irina entscheiden müssen, Irina Kokoschkin-Guadanini, mit der er einen zauberhaften Frühling in Paris verbracht hatte. Mein Gott, wie lang das alles zurücklag ... Er sehnte sich danach, an den Ort jener furchtbaren Entscheidung zurückzukehren, die ihm jetzt, im Rückblick, halb so schlimm erschien. Damals war er jung, schlank und hochgewachsen gewesen – er hatte noch geraucht; erst in Amerika, als er aus gesundheitlichen Gründen das Rauchen aufgab, hatte er sein jugendliches Aussehen verloren –, und war von zwei außergewöhnlichen

Frauen geliebt worden, wenn auch nicht wegen seines strahlenden Aussehens. Auch die beiden waren keine Schönheiten gewesen, aber geheimnisvolle, ganz besondere Frauen, unvergleichlich, klug und hellwach. Irina war so weiblich, so unwiderstehlich ... Und er hatte zwischen beiden gestanden und keine von ihnen aufgeben können.

Er hatte beide geliebt, jede auf ihre Weise. Aber war Irina wirklich etwas Besonderes gewesen? War sie nicht einfach nur ein Mädchen wie alle anderen, eine, die sich einbildete, über ihren Mitmenschen und ihrem Dasein als Hundefriseurin zu stehen, weil sie mittelmäßige Gedichte im Stil von Anna Achmatowa verfasste? Und war er nicht der Zauberer, der die Wirklichkeit nach Belieben formte und, wie einst Don Quijote, aus der gewöhnlichen, wenn auch äußerst verführerischen Irina seine Dulcinea erschaffen hatte, so, wie es seine Romanfigur Pnin mit der vulgären, berechnenden Liza tat? Und doch war ihre Liebesbeziehung alles andere als sinnlos und oberflächlich gewesen: Was er mit Irina erlebt hatte, hatte ihn für sein ganzes Leben geprägt. Und er würde alles darauf verwetten, dass sich Irina – wieder musste er lachen –, anders als Véra, für die Lektüre des finnisch-französischen Wörterbuchs interessiert hätte.

Hinter dem Fenster tanzten die Schneeflocken im Wind. Wieder kam ihm in den Sinn, dass die Figuren seiner Romane jedes Mal, wenn er sie mit einem Detail aus seinem Leben ausstattete, stärker mit dem Buch verwachsen, während sie ihm zugleich entschwanden. Irinas geliebtes Bild war verschwommen, seit er Pnins Geliebter ihr Aussehen und einige ihrer Charakterzüge verliehen hatte; die Irina, die seit Neuestem mit der Figur der schönen Lisa Bogolepov verwachsen war, hatte ein solches Eigenleben erlangt, dass sie zu Pnins Verhängnis geworden war. In Vladimirs Innerem begann der Mann gegen den Schriftsteller aufzubegehren.

Er dachte daran zurück, wie Véra vor vierzig Jahren – sie lebte damals in Berlin – durch einen Brief aus Paris von seinem Verhältnis mit Irina erfahren hatte. Sie hatte die Geschichte geglaubt und ihn gefragt, ob es wahr sei, und er erinnerte sich, ihr in seiner eleganten Handschrift geantwortet zu haben: »Auch mir sind diese üblen Gerüchte zu Ohren gekommen, deshalb war ich sicher, dass sie bis zu Dir nach Berlin dringen würden. Die Kübel voll Schmutz, die denen gehören, die solche Gerüchte in die Welt setzen, sollten in tausend Stücke zerspringen! Von einem alten Mann habe ich eine andere Version gehört, nämlich, dass ich eine Affäre mit Nina Berberowa hätte. Es stimmt, dass ich häufig bei den Damen Kokoschkin-Guadanini zu Besuch bin. Beide sind sehr angenehm; ich betone: beide.« *Beide*, hatte er geschrieben, also Mutter und Tochter, als ob es zwischen ihnen keinen Unterschied gäbe. Außerdem hatte er geschickt Nina

Berberowa erwähnt, damit der Verdacht nicht nur auf eine einzelne Frau fiel. Danach hatte er ausgeführt, wie genau er in den Kreisen der russischen Emigranten beobachtet wurde, wie sie ihn auf Schritt und Tritt verfolgten, sodass sie nicht nur alles über ihn wussten, sondern sich obendrein von ihrer Fantasie verleiten ließen, Geschichten über ihn zu erfinden. Das alles hatte er so überzeugend geschildert, dass Véra ihm nach diesem Brief glaubte.

Vladimir kannte seine Schwäche für Frauen genau. Sie war Teil seines Naturells. Er begehrte die Frauen als Muse; Frauen, die selber schrieben, ließen ihn kalt. Virginia Woolf hatte er gelesen, um die weibliche Literatur zu verstehen, hielt aber nichts von ihr; seine Aussage, *Orlando* sei ein erstklassiges Beispiel für Banalität, hatte weltweit in der Literaturszene für Empörung gesorgt. Katherine Mansfield gefiel ihm besser, abgesehen von ihrer banalen Angst vor der Banalität und ihrer blumigen Süßlichkeit. Nina Berberowa hatte er nicht gelesen, doch als Frau fand er sie attraktiv, auch wenn ihre Zähne zu weit auseinander standen. Aber diese Augen! Und Vladimir erinnerte sich daran, wie er vor einer Woche die russische Dichterin Bella Achmadulina, die auf ihrer Europareise in Montreux zu Besuch war, zum Abendessen ins Hotelrestaurant ausgeführt hatte. Es war ein unterhaltsamer Abend gewesen: Bella war lebhaft, angenehm, schön ... und verbarg wie alle, die aus der Sowjetunion kamen, Groll und Verbitterung, Erschöpfung und Schmerz hinter einem strahlenden Lächeln.

Er sah aus dem Fenster; der Wind trieb die Wolken von Lausanne über den Genfer See in Richtung Wallis.

»Heute kannst du mich nicht zum Spaziergehen überreden«, sagte er zu Véra.

»Ich gehe alleine ein bisschen frische Luft schnappen.«

»Wäre es nicht besser ...? Sei vorsichtig, Volodja, es hat angefangen zu schneien«, sagte Véra, beharrte aber nicht weiter, weil sie wusste, dass er sowieso nicht auf sie hören würde.

»Weißt du was? Weißt du, wohin wir diesen Sommer fahren werden?«

»In die Berge. Vielleicht nach Frankreich? Unterhalb des Mont Blanc?«

»Genau, wir fahren nach Frankreich. Aber nicht in die Alpen, sondern nach Cannes.«

»Nach Cannes? Also nicht in die Berge?«

»Nun ja, in Cannes gibt es auch Hügel und Berge. Ich möchte ans Meer ... Du nicht?«

Ob sie an das Gleiche dachte wie er? Dass vor vierzig Jahren Irina Guadanini nach Cannes gekommen war, um ihn zu suchen?

Mantel und Handschuhe hatte er schon an. Nun setzte er die Mütze auf, rief Dmitri einen Abschiedsgruß zu und ging hinaus.

III

NOCTURNE

Véra

New York – Boston, 1964



Sie stieg aus dem Taxi und stöckelte auf ihren hohen Absätzen direkt zum Eingang des Theaters, doch die Tür war verschlossen. Nachdem sie vergeblich daran gerüttelt hatte, versuchte sie ihr Glück am Seiteneingang.

»Um diese Zeit ist hier zu, Lady, kommen Sie heute Abend wieder«, riet ihr ein wohlmeinender Klempner, der mit seinem Werkzeugkoffer herauskam.

»Ich kann nicht warten«, erwiderte Véra ungeduldig, »mein Mann ist da drin.«

»Ah!«, rief der Klempner. »Wenn das so ist, werden Sie wohl die Polizei rufen müssen.«

Erst als eine beliebte Putzfrau aus dem Gebäude kam, gelangte Véra hinein.

Sie musste eine Weile suchen, bis sie Vladimir in Begleitung einiger Freunde von der Universität und zweier ungewöhnlich gutaussehender junger Frauen zwischen den Kulissen fand. Später erfuhr sie, dass es Schauspielschülerinnen waren, die von den Veranstaltern ausgewählt worden waren, um während der Buchvorstellung die Texte zu lesen. Die heitere Gruppe hatte sich um ein Tischchen versammelt, auf dem eine Flasche Rotwein und mehrere halbvolle Gläser standen. Niemand bemerkte Véra, die in einem dunklen Winkel stehen geblieben war. Gerade zog Vladimir ein Bündel Geldscheine aus der Hosentasche.

»Hundert Dollar für denjenigen, der den Vornamen von Puschkins Vater errät!«, rief er volltönend und wedelte mit breitem Grinsen mit den Scheinen.

»Ja, er hieß Sergej! Sheryl hat es erraten!«, erhob sich kurz darauf sein Bariton über das Stimmengewirr.

Er reckte den Arm mit den Zehn-Dollar-Scheinen in die Luft und ließ sie auf das Mädchen herabregnen.

Alle jubelten begeistert; irgendjemand fotografierte die Szene. In diesem Augenblick trat Véra zwischen sie und ging direkt auf Vladimir zu.

»Volodja«, sagte sie kühl und distanziert, »wenn du hier fertig bist, komm ins Hotel. Ich warte im Zimmer auf dich.« Dann ging sie rasch davon. Ihr offener Nerzmantel wehte hinter ihr her wie ein Schatten.

Vladimir trank seinen Wein aus, schnalzte genießerisch und griff nach seinem Mantel. Mit einer Grimasse sagte er: »Die Pflicht ruft, meine Lieben. Wir sehen uns heute Abend.«

Als Vladimir das Hotelzimmer betrat, hatte er das Gefühl, dass nicht Véra auf ihn wartete, sondern eine schwarze Gewitterwolke. Vergeblich versuchte er, sie mit seiner guten Laune anzustecken. Nach kurzer Zeit sagte sie knapp, sie müsse etwas erledigen und sei in einer Stunde zurück, dann ging sie und ließ ihn allein.

Eine gute Stunde später öffnete sie die Zimmertür und sagte: »Wenn du Zeit hast, wirf mal einen Blick auf diese Papiere.«

Vladimir sah sie sich an. Er sah, dass Véra die Kreuzfahrt storniert hatte, die sie am 10. Mai – also in einem Monat – hatten antreten wollen, um zusammen mit ihren amerikanischen Freunden den einundvierzigsten Jahrestag ihrer Liebe festlich zu begehen. Auch die Tickets für ihre Rückreise von New York nach Europa hatte sie umgetauscht. Sie würden schon in drei Tagen aufbrechen.

Am Abend betrat Vladimir die erleuchtete Theaterbühne. Als Erstes vergewisserte er sich, dass Vera tatsächlich in der ersten Reihe in der Mitte saß – genau wie der Pianist Bachmann, die Hauptfigur von Vladimirs Kurzgeschichte, dachte Véra, der sich vor jedem Konzert davon überzeugte, dass seine Freundin, Madame Perov, im Konzertsaal in der ersten Reihe saß, weil er ohne sie nicht spielen konnte. Sie schenkte ihrem Mann ein kaltes, zufriedenes Lächeln. Filippas Pille tat weiterhin ihre wundersame Wirkung; Véra fühlte sich so frisch, als hätte sie die Nacht zuvor gut geschlafen. Allerdings hütete sie sich, das zu zeigen, und blieb zurückhaltend.

Vladimir hatte sein Publikum in der Tasche, kaum dass er anfang zu reden. Er saß an einem kleinen Tisch, vor sich eine blau-weiß geblünte Teekanne und eine Tasse mit Untertasse im gleichen Muster. *Bestimmt englisches Porzellan*, dachte Véra. Von Zeit zu Zeit nahm er einen langen Schluck Tee und schenkte sich nach. Er trank ihn genussvoll, ohne Milch und Zucker; fast sah es so aus, als wäre er nur hier im Theater, um Tee zu trinken, und der Literaturzirkel und die Lesung wären nebensächlich.

Als Erstes erzählte er seinen Zuhörern, was die Übersetzung des *Eugen Onegin* für ihn bedeutet hatte, nämlich zwanzig Jahre Arbeit. Monatelang hatte er von neun Uhr morgens bis zwei Uhr nachts daran gesessen. Mit der Zeit war ihm klar geworden, dass

das Wichtigste an der Übersetzung ihre Exaktheit war, und so hatte er Reim und Rhythmus, den Wohlklang und sogar die Schönheit seinem Ideal geopfert, der Werktreue. Die Übersetzung würde im Herbst in New York erscheinen. Nabokov wusste, dass einige Schriftsteller ihm nicht wohlgesinnt waren, unter ihnen sein langjähriger Freund, der bekannte Autor und Kritiker Edmund Wilson, aber es gab andere, von denen er sich Verständnis und vielleicht sogar Lob für diese heldenhafte Arbeit erhoffte. Dann erklärte er dem Publikum, wie er beim Verfassen eines Romans vorging: Zuerst erschuf er ihn vollständig in Gedanken und setzte sich lange Zeit immer wieder damit auseinander. Anschließend notierte er tagsüber einzelne Szenen und seine Überlegungen dazu auf Karteikarten; seine Frau las sie durch und tippte sie ab. Beim Abendessen analysierte Mrs. Nabokov dann das Geschriebene und beriet ihn, wie es weitergehen könne. Hatte seine Gattin Einwände – was häufig vorkam –, schrieb er den entsprechenden Teil um. Manchmal breitete er die Karteikarten im Schlafzimmer aus und ordnete sie, und seine Frau stapelte sie in dieser Reihenfolge in einem Schuhkarton. Zuletzt nahm Mrs. Nabokov die Karteikarten einzeln wieder heraus und schrieb sie auf Blätter.

»Meine Frau ist meine erste und beste Leserin. Ohne sie wäre ich nicht der, der ich heute bin«, verkündete er und zwinkerte ihr zu.

Ihr wurde die Kehle eng vor Freude über dieses unerwartete Lob, aber sie ließ sich nichts anmerken.

Das Publikum erhob sich und bedachte Vladimir mit lang anhaltendem Applaus.

Nach der Veranstaltung gingen sie zu ihren guten Freunden Elena und Harry, die für die Teilnehmer der Lesung eine Party organisiert hatten. Elena stieß mit Véra und Vladimir auf ihre glückliche Ehe an.

»Glückliche Ehe? Wohl nur, weil ich Angst vor ihr habe und alles tue, was sie will«, scherzte Vladimir.

»Arme Véra«, sprang Elena seiner Frau bei. »Warum hast du denn Angst vor ihr, Volodja?«

»Willst du es ihr zeigen, Liebling?«

Langsam öffnete Véra ihr perlenbesetztes schwarzes Täschchen und förderte mit stolzem Lächeln einen kleinen, schweren Revolver zutage. Als sie ihn auf ihre Handfläche legte, schimmerte er stärker als ihr Brillantarmband. Alle verstummten und sahen zwischen Véra und dem Revolver hin und her.

Jemand murmelte: »Ist er geladen?«

Vladimir schlürfte seinen Champagner, dann erklärte er gelassen und amüsiert:  
»Natürlich ist er geladen, er gehört ja schließlich Véra. Als wir in den zwanziger und dreißiger Jahren in Berlin lebten, pflegte Juri Eichenwald, ein bekannter russischer Schriftsteller, zu den Deutschen zu sagen: ›Unter uns russischen Emigranten kennt jeder die kleine Véra, und jeder weiß, was für ein Mensch sie ist. Die kleine Véra ist ein Boxer, der in den Ring steigt und immer wieder zuschlägt.«

Später am selben Abend räumte die beliebte Putzfrau, die Véra am Morgen die Theatertür geöffnet hatte, die Bühne auf. Sie bemerkte, dass in der blau-weiß geblühten Tasse noch ein Rest merkwürdig riechender Tee war, und kostete einen Schluck. Dann leckte sie sich die Lippen, schnalzte mit der Zunge und trank ihn aus. Das, was nach Tee aussah, hatte den köstlichen Geschmack schottischen Whiskys.